

## Newsletter Oktober 2009

In Fortsetzung des Themas ‚Kreativität‘ zitiere ich dieses Mal einen Artikel aus *Psychologie heute* aus dem Jahre 2008, der sich mit einem Aspekt befaßt, der mir nicht neu, in seiner Deutlichkeit aber nicht so klar war. Es ist sozusagen die andere Seite der Medaille ‚Kreativität‘.

In dem ebenfalls auf dieser Homepage veröffentlichten Beitrag über Kreativität hatte ich zwar auf die verschiedenen Phasen des kreativen Prozesses hingewiesen, hatte aber die letzte Phase als ‚Rekreativität‘ und als einen Anhang zum eigentlichen kreativen Prozeß verstanden - und dargestellt. Mit diesem Artikel nun wird klar, daß das Geschehen, das wir landläufig unter der Überschrift ‚Kreativität‘ abhandeln, aus zwei Phasen besteht – der kreativen und der regenerativen – und daß die kreative Phase sich didaktisch in die Phasen unterteilen läßt, die ich in dem genannten Artikel erwähnt habe: die Sammel-Phase, die Zwischenphase, die intuitive oder Findungs-Phase, die Schaffens oder Realisierungs-Phase und die letzte – rekreativ oder ab heute ‚generativ‘ genannte – Phase. Diese neue Unterteilung des schöpferischen Prozesses entspricht dem Phasen-Ablauf des biologischen und psychologischen Anpassungs-Prozesses, der bei Menschen je nach Konstitution bzw. Gender (~ soziales Geschlecht in Abgrenzung zum biologischen) unterschiedlich verläuft. Bei 90% der Männer und 30% der Frauen erfolgt eine rasche und starke Reaktion auf Umwelt-Reize; bei 70% der Frauen und 10% der Männer aber eine verzögerte und weniger ausgeprägte Anpassungs-Reaktion. Die Eigenheiten dieser beiden, von mir A- bzw. B-Reaktion genannten Anpassungs-Abläufe habe ich an anderer Stelle dieser Homepage unter dem Stichwort ‚Vegetative Funktionsdiagnostik‘ beschrieben. Nur soviel hier : Diese beiden Reaktions-Arten gehen auf zwei biologisch vorgegebene Ausstattungen des menschlichen Organismus zurück, die bei Männern bzw. androgynen Frauen und Frauen und metrosexuellen Männern unterschiedlich dominieren. In etwa entsprechen sie dem, was in der chinesischen Naturphilosophie als ‚yang‘ und ‚yin‘ umschrieben wird.

Ich fand den Artikel über Generativität wie gesagt in *Psychologie heute*, und zwar im April-Heft 2008.

Wenn man ihn genau liest, klingt etwas an, was auf das laterale Denken von de BONO verweist, von dem Sie im vorangegangenen Newsletter gelesen haben – die Erkenntnis eben, daß alles, was wir tun, eine individuelle und eine soziale Bedeutung hat – selbst das Denken. ‚Kreativität‘ im üblichen Verständnis deutet auf die vertikale oder individuelle Komponente – man könnte auch sagen: auf die ‚yang‘- oder ‚männliche‘ Komponente – hin, während ‚Generativität‘ auf die laterale oder soziale oder ‚yin‘- oder weibliche Komponente hinweist.

Für mich ist diese Zweikomponenten-Sicht auch der Grund dafür, daß Frauen im so genannten kreativen Bereich nicht so zahlreich vertreten sind wie Männer. Sie haben – um es einmal platt auszudrücken – andere Interessen.

Erst mit der Angleichung der Geschlechter im so genannten neotenen Prozeß, den wir zurzeit beobachten, entdecken Frauen ihre männlichen Eigenschaften und Männer ihre weiblichen.

‚Neotenie‘ ist ein anderes Thema, auf das ich vielleicht in einem der nächsten Newsletter eingehe.

Nun aber zu dem eigentlichen Zitat :

### **Generativität: Die Aufgabe der zweiten Lebenshälfte**

**In Deutschland sind die geburtenstarken Nachkriegsjahrgänge, die sogenannten Babyboomer, im Zenit ihres Lebens, in ihren ‚besten Jahren‘. Die erste Nachkriegsgeneration macht sich berechnete Hoffnungen, die eigene Verrentung um 30 Jahre und mehr zu überleben. Aber was fängt sie mit den gewonnenen Jahren an?**

#### **■ HEIKO ERNST**

Die heutigen Erwachsenen haben eine durchschnittliche Lebenserwartung, die mindestens ein Jahrzehnt über der recht hohen Lebenserwartung ihrer Eltern generation liegt.

Die Aussicht auf ein deutlich längeres, ein ausgedehntes ‚drittes Leben‘ verändert die Einstellungen und die Lebenspraxis in der Gegenwart. Die gewonnene Zeit soll, muss gefüllt werden. Aber womit? Genießen, Nachholen, Konsumieren, die emsig betriebene Selbstfindung und Sinnsuche sind im Grunde Versuche, dem biografischen Gestaltungsdruck standzuhalten: Wir sind dazu aufgefordert, ‚das Beste aus dem Leben zu machen‘ und uns immer weiter, nämlich ‚lebenslang‘ zu bilden, zu entwickeln und neu zu erfinden.

Aber diese intensive Beschäftigung mit sich selbst führt in die Irre.

In der Lebensmitte müssen wir uns der wahren altersgemäßen Aufgabe stellen – wir müssen *generativ* werden. Denn nur Generativität beantwortet uns die Frage: Wie geht es mit mir weiter? In dieser Frage ist noch eine größere enthalten: Wie geht es mit der Welt weiter?

Wenn wir generativ sind, begreifen wir uns als ein Glied in der großen Kette des Seins.

Wenn sie die Generativität als ihre altersgemäße Aufgabe entdecken, erkennen sich Erwachsene als das Bindeglied zwischen den Generationen. Sie sind, ‚mitten im Leben‘, nun verantwortlich für das große Ganze. Ihr wichtigstes Projekt ist die Aufrechterhaltung der Welt: Weitergabe von Traditionen und Wissen und das Erhalten des Erhaltenswerten in der Kultur. Generativität ist unser Zukunftssinn. Mit diesem Zukunftssinn können wir dem Kernproblem des mittleren Erwachsenenlebens begegnen, der Stagnation.

Ge-ne-ra-ti-vi-tät: der sechssilbige, etwas sperrige Begriff ist aufs engste mit dem Namen des deutsch-amerikanischen Psychoanalytikers E. H. ERIKSON verknüpft. Generativität war seine Wortschöpfung für eine alte, vielleicht die älteste Idee der Menschheit: Sie äußert sich in der aktiven Sorge um die nachwachsenden Generationen, in der Verbesserung ihrer Lebensbedingungen und Chancen. ERIKSON prägte den Begriff 1950, als er in seinem bahnbrechenden Buch *Kindheit und Gesellschaft* eine neue Theorie der menschlichen Lebensspanne vorstellte. Mit dieser Theorie weitete Erikson den Blick auf das gesamte Leben: Von der Geburt bis zum Tode ist der Mensch in eine Entwicklungsdynamik verstrickt, die ihm immer neue Anpassungen abfordert, neue Aufgaben stellt und neue Chancen bietet.

Und die Aufgabe des mittleren Alters heißt Generativität. In den Jahren zwischen 40 und 60 kann auch ein Mensch, der sich nicht durch eigene Kinder ‚verewigt‘ hat, seine Generativität leben, indem er zum Mentor, Lehrer, Helfer, Heiler für nichtbiologische Nachkommen wird. Der altruistische Anteil der Generativität verdeckt eine wichtige Tatsache: Wer generativ wird, tut auch etwas für sich selbst, sorgt für das eigene Seelenheil. Denn je mehr uns in den mittleren Jahren die eigene Vergänglichkeit bewusst wird, desto mehr hilft Generativität, die existenziellen Fragen dieser Lebensphase zu beantworten: Welche Spuren hinterlasse ich? Welchen Sinn hat mein Leben?

„Welche Spuren hinterlassen Psychologen, die jahrzehntelang an einer Universität gelehrt und geforscht haben? Die Spuren bestehen meist aus gedruckten Seiten, die schnell verblassen. Spuren finden sich auch in den Personen, die noch das Glück gehabt haben, während ihres Studiums durch akademische Lehrer geprägt worden zu sein.

Heiner ERKE hinterlässt Spuren, die in der Psychologie selten vorkommen. Auf der Grundlage der Gestaltpsychologie hat er für die vom Menschen geprägte Umwelt Leitsysteme entwickelt, die Arbeiten und Leben transparenter machen. Wer in München den Flughafen betritt, in Wien in eine U-Bahn steigt oder auf deutschen Autobahnen fährt, folgt Hinweisen, die er als kreativer und produktiver Gestalter von Leitsystemen geschaffen hat. Diese Spuren begleiten über seinen Tod hinaus jeden von uns.“

Die Schlüsselworte in diesem Nachruf sind ‚kreativ‘, ‚produktiv‘, ‚Spuren hinterlassen‘.

Sie beschreiben, was ein generativer Menschen bewirkt: Er hat die Welt ein bisschen wohnlicher oder zugänglicher gemacht, deshalb erinnert man sich seiner. Und für sich selbst erlangt er eine bestimmte Form der Unsterblichkeit: Er lebt in Zeichen und Symbolen seiner Existenz weiter.

Kultur und Kreativität sind die menschlichen Versuche, etwas von Dauer zu schaffen, einer Beständigkeit, die dem Leben selbst fehlt. Das Wissen um den eigenen Tod ist deshalb die entscheidende Bedingung für die Generativität. Der Mensch wird zum Schöpfer und Bewahrer, zum Förderer und Lehrer, zum Mentor, Stifter und Mäzen, gerade weil er sterblich ist – und dieses Urteil irgendwie überleben will.

Wenn der Körper stirbt, soll etwas anderes weiterleben. Deshalb zeugen wir Kinder, erfinden hilfreiche Maschinen, malen Bilder, bauen Häuser, legen Gärten an, gründen Stiftungen, Firmen oder Vereine, schreiben Bücher. Und deshalb investieren wir auch einen oft beträchtlichen Teil unserer Lebenszeit in Institutionen, Organisationen, Verbände und wollen sie beeinflussen und prägen. Oder wir werden zu Sammlern: von Büchern, Briefmarken, Bildern oder Antiquitäten. Wir legen Fotoalben oder andere Privatarchive an, in denen unsere Erlebnisse, Ideen und Erfahrungen gespeichert sein sollen.

Unbewusst gehen wir davon aus, dass all diese Projekte im Grunde nie abgeschlossen sein werden. Denn keine Sammlung ist jemals vollständig, kein Verein erlischt mit dem Tod eines Gründungsmitglieds, kein Garten verdorrt mit dem Hinscheiden des Gärtners. Spenden und Stiftungen halten unseren Namen lebendig. Was aus unseren Kindern, Schülern oder Schützlingen wird, können wir nur bis zu einem gewissen Zeitpunkt erleben. Dann entlassen wir diese generativen Produkte in eine Zukunft, in der wir nicht mehr dabei sein werden. Die Hoffnung ist: vielleicht doch. Vielleicht in einer anderen Form ...

Gerade in der Unvollständigkeit vieler generativer Projekte liegt ihr Reiz: Diese Unternehmungen überschreiten unsere Lebenszeit – und können im Prinzip von anderen übernommen und fortgesetzt werden. Der Unsterblichkeitswunsch nutzt Kultur und Kreativität

als Vehikel. Die Generativität, die sich um Kultur und fürsorgliche Kreativität bemüht, ist das menschliche Überlebensprojekt schlechthin. Sie kann das Leben über den Tod hinaus verlängern.

Symbolische Unsterblichkeit ist ein Versuch, das biologische Ende zu überleben und das Selbst über den Tod hinaus auszuweiten. Sie wird ein umso stärkeres Motiv, je weniger wir auf biologisches Weiterleben in eigenen Kindern hoffen können und auch nicht an andere Möglichkeiten einer ‚Fortsetzung‘ glauben – wie Auferstehung, ewige Seligkeit oder Reinkarnation.

Generativ sein, um sich eine symbolische Verlängerung der eigenen Existenz zu sichern, bedeutet: Jemand tut das Richtige, er ist fürsorglich und freigiebig, wenn auch mit einer gehörigen Beimischung ichbezogener Motive wie Eitelkeit oder Bedachtsein auf ‚Nachruhm‘. In dieser Legierung altruistischer mit egozentrierten Motiven lässt sich eine List der Vernunft entdecken – oder besser: ein evolutionär bewährter Trick der Psyche.

Generativität ist die Fähigkeit, von sich selbst absehen zu können: für andere da zu sein, sein Wissen und seine Erfahrung in das Projekt Weltverbesserung einzubringen, etwas zurückzuzahlen. Generativität stellt gleichzeitig die große Selbstentfaltungs- und Glückchance des mittleren Erwachsenenalters dar. Auf der Höhe von Können und Wissen und reich an Lebensexpertise können wir neuen Lebenssinn finden und die Achtung der anderen gewinnen.

Generativität hängt eng zusammen mit der Bildung von Sozialkapital, also dem Aufbau tragfähiger, auf Vertrauen gegründeter menschlicher Beziehungen und Netzwerke in der Zivilgesellschaft – mit dem Ziel, die Welt zu verbessern, Missstände zu beseitigen, Ungerechtigkeit zu bekämpfen und für eine lebenswerte Welt zu sorgen. „Ein Gemeinwesen ist so reich, wie es Zusammenhänge stiftet“, schrieben Oskar Negt und Alexander Kluge. Generativität stiftet Zusammenhänge, die in die Zukunft weisen und denen nützen werden, die nach uns kommen.

Der amerikanische Soziologe Robert Putnam hat in seinem Buch *Bowling Alone* die Folgen der Individualisierung beschrieben, die die modernen Gesellschaften erfasst hat. Im Bild des allein Kegel schiebenden Individuums verdichtet sich für ihn das Dilemma des Individualismus moderner Prägung: Wir reduzieren unsere Zusammenhänge und Bindungen an Familien, Gruppen und Gemeinschaften immer stärker, und als Einzelne verlieren wir damit auch unser *soziales Kapital*. Das Sozialkapital ist die Summe der zwischenmenschlichen Beziehungen, die unser Leben nicht nur lebenswerter machen, sondern uns auch schützen, trösten, aufbauen, heilen oder in Krisen unterstützen.

Die Generativität ist heute in einer Krise. Dass sie als wünschenswerte Eigenschaft des erwachsenen Ichs allmählich erodiert, weil Fürsorge für kommende Generationen nicht mehr als notwendig oder machbar erscheint, ist ein in seiner Tragweite noch nicht voll erkanntes Problem. Die intergenerationellen Selbstverständlichkeiten früherer Epochen stehen plötzlich zur Disposition. Etwa das Streben der Elterngenerationen danach, dass es ihre Kinder ‚einmal besser haben sollen‘. Oder die Überzeugung, dass es sich lohnt, für die Bewahrung von Werten und kulturellen Traditionen zu sorgen.

Antigenerativ wirkt heute, beispielsweise, eine galoppierende kulturelle und soziale Amnesie. Schnelles Vergessen-können ist in der Informationsgesellschaft eine funktionale Tugend, und Geschichts- und Traditionslosigkeit wird geradezu erzwungen durch das Tempo des Lebens. Die neuen Tugenden der Flexibilität und der Mobilität konterkarieren jedes Streben nach Stabilität in den ‚persönlichen Verhältnissen‘, etwa einer Familiengründung, denn vieles bleibt auch in den Mittelschichten prekär, vorläufig, unbestimmt.

Jenseits des materiellen Erbes scheinen Kinder und Kindeskinde nicht wirklich an der Übernahme von Traditionen aller Art interessiert. Sie brauchen offenbar alle ihre Kapazitäten, um gegenwartstüchtig zu bleiben und sich das jeweils Neue anzueignen.

Was ihnen in der Zukunft helfen könnte, das wissen sie noch nicht. Das eben noch Moderne ist so schnell gestrig, dass ein Innehalten oder Bewahren nicht ratsam erscheint. Kein Wunder, dass Flexibilität und ‚lebenslanges Lernen‘ zu Schlüsseltugenden der postindustriellen Gesellschaft erhoben wurden, denn beide ermöglichen die Anpassung an die zu erwartenden Veränderungen.

Und doch gibt es keinen Zweifel daran, dass Fürsorge und Förderung für die nachwachsenden Generationen dringend nötig sind. Die Frage ist nur: Wie muss Generativität *heute* aussehen? Wie kann Generativität zu dem Lebens- und Leitmotiv für die heute Erwachsenen werden? Sind wir nicht schon längst einem uneingestandenem Zukunftspessimismus verfallen, nach dem Motto: Wenn wir Glück haben, bleiben wir zu unseren Lebzeiten gerade noch von den allergrößten Katastrophen verschont?

Generativ zu sein bedeutet *per definitionem* die Abkehr von einem Lebensstil, der auf Selbstzentrierung und die damit verbundenen Obsessionen wie zwanghaften Konsum oder Gesundheitsfetischismus gründet. Die Debatte um den Klimaschutz illustriert, dass die politischen Systeme, auch und gerade das der Marktwirtschaft, strukturell unfähig sind, schnell und angemessen auf generationenübergreifende Entwicklungen zu reagieren – selbst wenn diese Entwicklungen die Zerstörung der Lebensgrundlagen für die eigenen Kinder und Enkel bedeuten.

Radikaler und sofortiger Klimaschutz wäre vernünftig und verantwortungsvoll, ganz abgesehen davon, dass er auch billiger wäre als die Beseitigung der zu erwartenden Klimaschäden. Diese Rechnung wird jedoch nicht aufgemacht. Die Verantwortlichen – und das sind letztlich auch wir alle, die Wahlbürger – denken nicht generativ. Wir kalkulieren die von unseren Nachkommen einmal zu tragenden Kosten nicht mehr ein.

Wenn der Horizont des Denkens und Wirtschaftens nur noch bis zum Ende der eigenen Existenz reicht, ist es in gewisser Weise lohnender, so weiterzumachen. Um ihren Generationsegoismus zu rechtfertigen, werden viele plötzlich zu kosmischen Fatalisten: Sie verweisen darauf, dass sich das Schicksal der Erde sowieso ganz unbeeinflusst von menschlichem Handeln in gigantischen Zeiträumen vollziehe: „Eiszeiten und andere Klimakatastrophen hat es schon immer gegeben, fragt nur die Saurier!“

So eingestimmt, spottet es sich leichter über die ‚Klimahysteriker‘, man steigt unbekümmert in sein übermotorisiertes Renommierauto. Kann sein, dass die Erde den frivolen Satz aus dem vorrevolutionären Frankreich des 18. Jahrhunderts vielleicht schon sehr bald wörtlich nehmen wird: *après nous la deluge* – nach uns die Sintflut.

#### weiterführende Literatur:

Heiko Ernst: Weitergeben! Anstiftung zum generativen Leben  
Hamburg: Hoffmann & Campe Verlag 2008

Erik H. Erikson : Kindheit und Gesellschaft  
Frankfurt: Suhrkamp 1950

Wilhelm Schmidt : Frauen, die besseren Lebenskünstler  
Psychologie heute 2008; April: 46 – 51

Marion Sonnenmoser: Auch ein Einzelner kann etwas verändern – Menschen die sich für andere einsetzen  
Psychologie heute 2008; April: 16